Da glitt ein schlängelnder Schatten über die blitzte, schoben sich in dem Wirbel an dem Wand. Der Taucher ließ das Seil los und fuhr herum. Eine Schlange legte sich um sein Bein, eine zweite umklammerte seinen Leib. Er brüllte vor Angst und hieb mit dem Spaten in den Arm hinein, der ihm die Hüften zusammen preßte. Die Klinge fand kaum Widerstand, und der Druck um den Leib ließ nach. Da fuhr ein neuer Fangarm suchend über den glatten Helm, und die Saugnäpfe standen teilergroß vor den entsetzten Augen des Tauchers. Er stieß den Spaten in die Schlange hinein, und der Fangarm sank.

Der Mann wollte die Tür gewinnen. Doch der Arm, der sich um sein Bein geschlungen hatte, hielt ihn fest, zog ihn weiter und weiter über den glatten Holzboden, und plötzlich sah der Taucher aus dem Dunkel zwei tellergroße Augen und den fürchterlichen Papageienschnabel auftauchen. Er heulte vor Entsetzen und hieb in die Masse vor sich hinein. Schwarzer Saft quoll hervor und hüllte alles in Dunkel. Wahllos und blind stieß der Mann mit dem Spaten um sich.

Dann fühlte er plötzlich die Atemnot: „Das Ende! Das Vieh hat den Schlauch zerrissen!“ Seine Ohren sausten, sein Kopf dröhnte, der Spaten fiel ihm aus der Hand, er wurde zu Boden gerissen und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, standen zwei große Augen über seinem Gesicht: „Hilfe!“ Er wollte auffspringen, doch Arme hielten ihn zurück: „Ruhe, alter Junge! Sie sind nicht mehr im Kartenhaus, und ich bin kein Oktopus.“ Da erkannte der Taucher den Kapitän: „Gerettet?“ — „Ja. Wir merkten, daß der Luftschlauch gerissen war und zerrten Sie hoch. War ein schweres Stück Arbeit, und das dort hing noch an Ihrem Bein.“ Kapitän Holm wies auf eine perlgraue zerschnittene Schlange, die ein Mann mit einem Bootshaken hoch hob und über Bord warf. Der Taucher schauderte und hielt die Hand vor die Augen. Dann fragte er: „Der Fetisch?“ — „Dort hinten.“ Der Mann wandte sich, und aus dem Stern des Bootes grinste ihm der Holzgöße entgegen.

Drei Tage danach ging der Fremde an der Ostküste von Bord. In der Priestertasche seines zerrissenen Rockes knisterten 1500 Dollar.

-⊙-

Flucht in der Nacht

Skizze von Harry Wien.

Dornbusch, der Student, war eines Abends, überrascht durch einen wolkenbruchartigen Platzregen, in eines der großen Kaffeehäuser der inneren Stadt geraten. Der Raum war überfüllt. Die Klänge der Musik schmetterten über die Köpfe dahin.

Dornbusch mochte etwa eine halbe Stunde an seinem Tischchen gesessen haben, als durch die Drehtür des Lokals ein Hausierer kam. Es war ein schwächliches, dünnes Männchen mit weißem Bart und der fahlen Haut des Kränklichen.

Dornbusch beobachtete ihn, wie er in dem großen Lokal von Tisch zu Tisch ging und seine Waren anbot. Der Student erkannte mit dem geübten Blick des angehenden Mediziners, daß den Alten ein schleichendes Fieber befallen habe mußte. Aber das matte, getrübte Auge des Hausierers erglänzte plötzlich freudig und belebt, als der Student nach einem Schächtelchen griff und ihm ein Zweimarkstück mit dem Bemerken auf den Rand des Kastens legte, daß es ihm gehören sollte.

„Dank für das viele Geld, Herr. Aber es ist nicht umsonst gegeben. Der Herr hat einen Ring mit einem Glückstein gekauft.“

Der Student blickte in das Schächtelchen und lächelte. Der Ring, der ein Glücksring sein sollte, war ein dünner, unechter Reif mit einem unecht gelben Stein. Dornbusch zerknüllte die winzige Schachtel und ließ den Ring in seine Westentasche gleiten. Als er wieder aufblickte, sah er, daß der Hausierer dem Ausgang zustrebte und durch die Drehtür verschwand.

Nach einer Weile machte der Student sich auf den Heimweg. Draußen regnete es nicht mehr. Von einem Kirchturm kam der Schlag der späten Abendstunde. In den Wolken stand der Mond.

Dornbusch hätte noch die elektrische Bahn benutzen können, aber er verspürte Lust zu einem Marsch. Immerhin ging er, um den Weg abzukürzen, durch den Teil der Stadt der sich allabendlich in starkem Maße des Zustroms der Zugereisten erfreute, da er mit seinen vielen Vergnügungsstätten besondere Anziehungskraft für freudesuchende Gemüter besaß. Da das Hafenviertel in der Nähe lag, tauchten in der vorüberflutenden Menschenmenge viele Matrosen auf. Auch die gelben Gesichter von Asiaten und die dunklen der Neger, aus denen das Weiße der Augäpfel Straßenecke erblickten, und schleppten ihn mit sich, um den einzigen Augenzeugen der Szene zu beseitigen. In einer ihm unbekannten Gastwirtschaft zwangen sie ihm einen Grog auf, den sie sicher mit einem Pulver vermischt hatten, denn eine Betäubung ergriff ihn, die ihm die Besinnung raubte. Als er erwachte, lag er krank und fiebernd in einem Hospital. Das Fieber wollte wochenlang nicht von ihm weichen. Erst als er genas, erfah er aus einer Zeitung seines Bettnachbarn, daß man einen Unschuldigen des Mordes angeklagt hatte . . .

Nach kaum einer Stunde verließ der Student Dornbusch als Freigesprochener die Anklagebank. Niemand von den Umstehenden begriff, warum sich der junge Mensch zu Boden bückte, ein unechtes Ringlein aufhob und es mit einer Sorgsamkeit, die den Leuten in Anbetracht des wertlosen Gegenstandes übertrieben erschien, in seiner Tasche verstaute.

-⊙-

Der letzte Lump

Skizze von Richard Euringer.

Hinterm Galgenbusch auf der Galgenwiese haben sie manch einen gehenkt. Von dem letzten geht die Sage:

Der hat einen reichen Lakenhändler von Holland her nach Burgsteinfurt kutschiert, im Winter, bei Hochwasserstand.

Es hat geregnet, sie haben miteinander im Wagen gesessen und die Köpfe gebuckt. Der Holländer hat einen Pelz angehabt und ein samtenes Pelzbarett, das hat er vom Kopf genommen und sich auf die Knie gesetzt. Erst hat er die Hände hineingesteckt wie in eine Muffe, aber dann hat er die Silberkotze aus der Brust gezogen und sie in das Bett getan und damit gespielt. Dabei haben die Gülden geklimpert.

Auf den Fuhrmann hat das noch Eindruck gemacht. Weil er denn nicht aufgepaßt hat, ist er beim Fahren über die Aa etwas zu weit rechts gekommen und mit der hinteren Radnabe an der Brücke angerumpelt. Darüber sind die Pferde, die das Flußrauschen so wie so schon aufgeregt hat, ganz verrückt geworden, und es ist ein Unglück geschehen: das Brückengeländer hat nachgegeben, und die Kutsche ist umgekippt. Aber sie ist nicht ins Wasser gefallen, weil die Räder sich verfangen haben, nur der Holländer hat dran glauben müssen.

„Mein Geld, mein Geld!“ hat er geschrieen, jedesmal, wenn er aufgetaucht ist.

„Das soll ich wohl retten“, hat der Fuhrmann ihm nachgerufen, „sei Du nur ruhig!“ Und er ist ins Wasser gesprungen, immer dem treibenden Mützchen nach, und hat es gefischt samt dem Beutel. „Mein Geld, ach mein Geld!“ hat der Holländer nur noch ganz schwach geämmert, wie er das letzte Mal aufgetaucht ist.

„Dat hebb ich all“, hat der Fuhrmann gesacht und es klimpernd den Köttern gewiesen, die herzugelaufen sind.

Die haben ihn dann angezeigt, in Burgsteinfurt, beim Blutgericht, weil ihm die Gülden wichtiger gewesen seien als ein Menschenleben.

Der Fuhrmann war ganz überrascht, daß sie ihn henken wollten. Und sie haben ihn wirklich verdammt.

Hinterm Galgenbusch auf der Galgenwiese ist es ihm an die Seel' gegangen, daß er hat weinen müssen.

Wie sie ihn nun fragten, ob er seine Tat bereue, daß ihm die paar Gülden wichtiger gewesen seien als ein Menschenleben, seufzte er und sagte: „Ach, schade um die schönen Gülden!“

Da entsetzten sich die Leute, daß ein Mensch noch unterm Galgen statt an seine Seligkeit an ein paar lumpige Gülden dächte, aber der Fuhrmann sagte: „Ja, wenn's die paar Gülden wären! — Denen seufzte ich nicht nach. Aber die dreitausend Taler unterm Wachelbusch!“ —

Läßt sich denken, daß die Leute wissen wollten, was ums Himmelswillen denn für dreitausend Taler unter welchem Wachelbusch!

„Nun sag' ich's nicht mehr“, hat der arme Sünder gesagt; „soll ich sie nicht haben, sollt Ihr sie nicht graben“, und er hat — durch die Schlinge durch — ihnen die Zunge herausgestreckt und mit dem Kopf gewackelt.

Da hat das Volk in den Richter gedrungen und der Richter in den Henker und der Henker in den Fuhrmann, er solle nicht so hartherzig sein und das Geheimnis mit sich nehmen, wo die dreitausend Taler unterm Busch vergraben seien, da sie ihm ja nichts mehr nützten.

Wenn er den Kopf aus der Schlinge hätte, hat der Galgenvogel gesagt, möcht' er ihnen den Platz wohl zeigen, wo sie scharren müßten.

Da haben sie ihm den Strick erlassen, aber der Fuhrmann hat gesagt: „Et is beter, maakt mi män dood! Et hef mi bloß äs interessiert, ob Euch die dreedusend Daler wichtiger gewesen wären als min Menschenleben.“

Da haben sie sich doch geschämt — und haben ihn laufen lassen.

Studenten vorüber.

Plötzlich fühlte er im Gedränge eine Hand in seiner Tasche. Er griff zu und 'pürte zwischen seinen Fingern so dünne Knöchelchen, daß er zuerst glaubte, er habe ein Kinderhändchen erwischt. Aber als er das Wesen betrachtete, das er beim versuchten Diebstahl ertappte, sah er eine bleiche Siebzehnjährige mit in die Stirn gekämmten schwarzen Haarfransen, breiter, platt gedrückter Nase und großen Ohren. Sie blickte ihn ernsthaft an. Der Ausdruck ihres Gesichtes blieb puppenhaft starr, als gehörten die kleinen, dunklen Augen einem Wachsköpfchen statt einem lebenden Menschenhaupte.

„Pfui, wie kann man eine ganz gemeine Diebin sein?“ sagte der Student.

Die Bleiche, vom verkümmerten Wuchs der Rachitischen, der sie fast zwerghaft erscheinen ließ, bewegte die Lippen. Aber kein Laut formte sich. Es schien eine Stumme zu sein, an die der Student im Gedränge des Menschenstromes geraten war. Plötzlich wandte sie sich um und lief auf kurzen, plumpen Füßen erstaunlich schnell in eine Seitenstraße.

Den Studenten erfaßte Reue. War dieses elende Wesen nicht schon von der Natur gezüchtigt? Mußte er es auch noch mit dem Blick und dem Ton des Zornes strafen? Etwas zwang ihn, der Entfliehenden nach zu eilen und ihr irgend eine Freundlichkeit zu erweisen. Vielleicht beglückte sie das Ringlein mit dem kümmerlich blitzenden, unechten Steine, das er vom Hausierer gekauft hatte. Er eilte ihr nach. Aber die Plumpe, die in der Stille dieser Seitenstraßen den Klang seiner verfolgenden Füße vernahm, entwich wunderlicherweise mit der Schnelligkeit des flüchtenden Rehes. Schon war der Student gesonnen, die nächtliche Jagd durch ihn vollkommen unbekannte menschenleere Gäßchen aufzugeben, als er zwei Matrosen erblickte, die in ein Handgemenge geraten waren und mit dem Messer in der Faust aufeinander losgingen. Eines dieser Messer traf statt den Gegner die Flüchtende, die an den Streitenden vorbeilaufen wollte. Ein Schrei stieg scharf und spitz in die Nacht empor.

Als die Bewohner des Gäßchens, herbeigerufen durch diesen Schrei, aus den Haustüren eilten, fanden sie den Studenten, der am Boden kniete und die Sterbende im Arme hielt. Neben ihm lag ein blutbeflecktes Messer.

Die Matrosen waren verschwunden, als hätte der Erdboden sie verschluckt. — —

— — Dornbusch, der Student, stand vor den Richtern. Es war schlecht bestellt um das Schicksal des jungen Menschen. Man beschuldigte ihn, der Mörder der siebzehnjährigen Korbflechterstochter Erna Wölcke zu sein. Niemand im Saal — selbst der Student nicht — glaubte an den Freispruch des Karl Friedrich Dornbusch.

Während man am Richtertisch mit den Leuten verhandelte, die den Studenten neben der Toten aufgefunden, gelangten die nervös umher irrenden Finger Dornbuschs in die Tasche seiner Weste. Er zog ein unechtes Ringlein mit einem gelblich flimmernden Steinchen hervor und betrachtete es mit einem höhnischen Lächeln. Ein Glücksring sollte er sein, er aber war, kaum daß er in seinen Besitz gelangt, in Blut und Unglück verstrickt worden. Er warf den Reif zu Boden und trat verächtlich mit dem Fuße darauf.

Dann saß der Student mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen auf der Anklagebank — entschlossen, innerlich dem Gange der Verhandlungen nicht mehr zu folgen, da ihm sein Schicksal unabwendbar schien. Da er so versunken und teilnahmslos mit gesenkten Augen da saß, entging es ihm, daß ein Mann eintrat, der sich erbot, als Entlastungszeuge zu dienen. Erst als die Personalien des Fremden als die des Hausierers Elias Feldmann festgestellt wurden, blickte Dornbusch auf und erkannte den Mann, der an jenem Abend im Kaffeehaus mit seinem Hausierkasten von Tisch zu Tisch gegangen war.

Der Hausierer Feldmann bekundete, Zeuge jenes Vorfalles gewesen zu sein, der den Tod der Erna Wölcke zur Folge hatte. Auf dem Heimwege begriffen, sei er an die Ecke jenes Gäßchens gelangt, in dem zwei Matrosen in ein Handgemenge gerieten, bei dem die Messer aufblitzten. Da er als alter und schwächlicher Mann den gefährlichen und erbosten Burschen nicht in den Weg kommen wollte, blieb er stehen und sah, wie die ihm wohlbekannte Korbflechterstochter heran stürmte, gerade in das Messer hinein, mit dem der eine der Matrosen dem Gegner zu Leibe wollte. Erst in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten kam der Herr Student heran, der so unschuldig am Tode der Wölcke sei wie er, der Hausierer Feldmann selbst. Ihn aber den Alten, packten die flüchtenden Matrosen, als sie ihn an der

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 14 — Samstag, 6. April — 1929

Meister Andreas

Historische Skizze von H. Goeppert, Harlingerode.

Eines gnadenvollen Tages anno domini 1774 erwachte in dem angenehmen Orte Bündheim im Harzgebirge mit vielem Geschrei ein Knabe zum Leben. Er ward nachmals ein sehr würdiger Bäckermeister, und wenn man sich anstrengte und mit lauter Stimme prahlte, dann hörte er meistens auf den Namen Andreas Bues.

Aber laut mußte man rufen. Denn da er zu frühe Geschrei gehört und selbst geschrien hatte, so verhärteten sich ihm die Ohren. Und mit den Ohren das Herz. Darum schalten sie ihn einen Geizhals . . .

Andreas besaß 60 Ruten Acker. Es war gutes Land. Er liebte es mehr als sein Weib, das Magdalena Emerenzia hieß. Er wandte dem Lande die erdenklichste Sorgfalt zu. Trotzdem reute ihn die Aussaat. Ganz ohne sie gings ja nicht. Aber so, wie es jetzt gemacht wurde, wars eine Schande. Immer mit vollen Händen! Als wenn es nicht ein Jammer wäre um die Gottesgabe! Er zerhackte einen kilometerlangen Fluch in handliche Abschnitte und ging ans Werk. Er baute eine Harke. Ein breites, kräftiges Ding mit 30 groben Zinken nebeneinander.

Dieses Instrument trug er, als die Saatzeit kam, zu seinem Acker. Magdalena zockelte mit einer Karre, auf der das Saatgut in einem Sacke lag, schweigend und demütig hinterdrein. An Ort und Stelle begann Andreas, die Harke zu schwingen und Löcher in den lockeren Boden zu schlagen. Es ging immerhin ziemlich mühsam.

Als er eine Kolonne fertig hatte, befahl er seinem Weibe, in jedes Loch ein Saatkorn zu legen. Es wäre vielleicht weiser gewesen, wenn sie damit begonnen hätte, während er den Boden perforierte. Aber Andreas war helle. Wie hätte er denn dann die Emerenzia, die ihm ohne weiteres für flatterhaft galt wie alle Weiber, überwachen sollen, daß sie auch ja nur ein Korn in die Löcher tat? So stand er denn mit Feldherrnmiene und paßte auf. Er hielt eine Tafel in der Hand. Zählte. Notierte . . . 1310, 7740, 12 230, 14 012.

Ob es stimmte? Er zählte die Reihen: 467 Mal 30. Also 14 010 Körner. Was? 14 010? Er starrte auf die Tafel wie auf ein Wunder. Also hatte das Weib doch zwei Körner verludert! Und er schalt Magdalena Emerenzia wütend aus. Dann ging es weiter.

Sie machten keine Pause. Wozu? Etwa, um zu essen? Man wurde ja doch wieder hungrig. Eine Mahlzeit am Abend, das genügte. Man konnte übrigens die ganze Nacht umsonst davon träumen.

So schafften sie 12 Reihen. In 9 Tagen waren die 60 Ruten fertig. — —

Andreas Bues saß vor seiner alten Zugwage und zählte Weizenkörner in den Sack, der am Haken hing. Magdalena hockte daneben und machte jedesmal einen Strich auf die Tafel, wenn ihr Gatte und Herr „Hundert!“ ansagte. Er zählte 10 Stunden am Tage. Am Abend des zehnten Tages, als Emerenzia schon nach dem Schmalztopf schielte, denn sie war hungrig, als Andreas eben wieder einmal mit würdigem Tone „Hundert“ verkündete, da hatte er erreicht: Die Wage zeigte 50 Pfund an.

Er nahm die Tafel: Es stimmte. 600 000 Körner auf 50 Pfund. Da er für seinen halben Morgen in 46 Reihen je 14 010, also insgesamt 644 460 Körner gebraucht hatte, so waren das . . . so waren das 53 Pfund und etwas über ein halbes.

Nur 53 Pfund! Trotz der Einfachheit des Verfahrens! Aber er wollte es verbessern. Schon sparte er rundweg 50 Pfund für einen Morgen. Und es sollte noch ganz anders kommen. Ganz anders! Sie sollten nicht meckern über ihn im ganzen Amte, weil er neun Tage lang Löcher in seinen Acker bohrte . . .

Und von Stund an grübelte dieser Bäckermeister daran herum, wie er sie rascher hinein bekäme! —

Andreas Bues trainierte in seinem Garten. Er hatte etwas Neues ersonnen. Von der Harke als Grundidee wich er nicht ab. Nur: er wollte keine Löcher mehr hacken, sondern er wollte sie ziehen! Hm! Also ein fortlaufendes Loch sozusagen. Eine kleine Furche. Eine Rille in der Erde. Und in diese Rille mußte das Saatkorn . . . Ha! Haha!

So entstand eine neue Harke. Aber die großen, dicken Zinken waren hohl, und an der Spitze hatten sie ein Loch. Andreas ließ Körner hindurch trudeln und lachte. Bloß von selber mußten sie nachrutschen und fallen. Das war es! Und Meister Bues baute auf den breiten Rücken der Harke einen Kasten mit schrägen Wänden. Er schrägte auch den Harkenrücken selbst nach unten, damit der Fluß der Körner nirgends gehemmt werde. Dann schleppte er sie in den Garten schüttete Weizen in den Kasten, und . . . Emerenzia mußte ziehen.

Ha! Die Harke riß lange, schmale, gleichmäßige Spuren in den lockeren Boden. Aber Körner fielen nicht heraus!

Andreas gab natürlich der Frau die Schuld an dem Mißerfolg. Er nahm die Harke selber und zockelte los. Die Rillen vertieften sich. Aber Körner? Keine Spur! Kopfschüttelnd besah er sein Werk. Probierte noch einmal. Es ging nicht. Da schüttete er den Weizen aus und betrachtete die Maschine von unten. Aha! Die Zinklöcher voller Erde! Er schlug sich vor den Kopf. Es war sonnenklar: Die Körner konnten ja gar nicht heraus! Aber wie abheilen?

Er grübelte und sann Nächte und Tage. Und auf einmal hatte ers! — —

Als wieder Saatzeit war, da besäte der Meister seinen Acker in geringerer Zeit als die Nachbarn alle. Er und sein Weib zogen die Harke mit dem Kasten. Die hohlen Zinken standen ein wenig schräg nach hinten, und die Löcher, aus denen das Korn lief, saßen nicht an den Spitzen, sondern rückwärts ein wenig darüber. Da setzten sie sich nicht voll Erde, und hinter ihnen her glibberte wie ein goldenes Band der Weizen munter in die Rillen.

Andreas besah sein Werk und fand, daß es gut war. Er hieß sein Weib die Maschine heimwärts tragen und triumphierte hinterdrein. Zu Hause hub er an und rechnete. Er hatte die abgezählten 600 000 Körner im Sack gelassen. Und siehe da: es waren noch einige übrig: 37 500 Stück. Also hatte er nicht ganz 47 Pfunde verbraucht!

Meister Andreas schrie hurra, nahm seine Kappe, schulterte die Sämaschine und marschierte — o Wunder! — in den Krug. —

Was war nur in diesen Mann gefahren? Er trank Bier! Er trank Schnaps! Er prahlte mit seiner Maschine. Er zurrte sie durch die Stube. Schüttete Weizen in den Kasten. Ließ ihn rieseln. Fuchtelte. Lachte. Hoho! Er war ein Mann. Macht es doch nach ihr Blödköppe, ihr Dröhndartels! Ihr . . Da summte das erste Schnapsglas am Haupte dieses unheiligen Andreas vorbei. Er achtete gar nicht darauf. Er stand in der Mitte. Er rechnete, daß den anderen die Augen tränten: Zinken, Reihen Furchen, Körner, Pfunde . . .

Da rieb den Bauern die Geduld. Das war zu viel. 47 Pfund auf einen halben Morgen? Und sie fielen über ihn her. Schlugen, traten, stampften . . . Und als er einem Menschen nicht mehr übermäßig ähnlich sah, da warfen sie ihn hinaus. Der letzte Splitter des Harkenstiels surrte hellönig hinterher.

Der Morgen graute, als Meister Andreas zu sich kam. Er rappelte sich hoch, fiel wieder hin, kroch auf allen Vieren, mühsam, blutig nach Hause. Er weinte nicht. Er wimmerte nicht. Er fluchte nur. Und schwur Rache. Allen diesen Narren! Diesen Strohköppen! Diesen Neidhammels! Diesen . . .

Lieber Himmel! Andreas Bues war klug. Eher einen Denkstein hätte er verdient als Prügel. Aber weise, das war er nicht. Sonst hätte er wissen müssen, daß der Prophet nichts gilt im eigenen Vaterlande.

Und er hätte sich des getröstet!

-⊙-

Schulaufnahme

Skizze von Hermann Ler.

Die lachende Sonne des frohen Märzmorgens blinzelte durch die blanken Scheiben in die Schulstube, warf einen hellen Schein über die leeren Bänke, die schwarze Wandtafel darauf die roten Schreiblinien funkelten, und fand schließlich den Schulmeister Jodokus Flavius, eifrig beschäftigt, Primeln, Geranien und Osterblumen auf das hochbeinige Katheder und die Fensterbänke zu setzen.

Jodokus spürte, wie die Sonne ihm über seinen greisen Muschelkopf huschte. Er schaute auf, lachte der freundlich Grüßenden zu und murmelte: „Ja, ja, Frau Sonne, vierundvierzig Mal hat Jodokus in diesen Räumen junge Menschenkinder in die Schule aufgenommen, wie es in der Berufs- und Amtssprache heißt; heute macht er es zum letzten Male aber er kann es noch ebenso gut wie im Anfang. Alt und schwach am Körper bin ich in meinem Amt geworden, aber mein Geist blieb frisch und mein Herz jung, das ist das Geschenk des Jungvolks der Schule an mich.“

Er machte sich wieder an die Arbeit. Rückte die Bänke gerade. Als er gestern den letzten Jahrgang aus der Schule entließ, da hatten einige, die nicht schnell genug aus diesen vier Wänden heraus kommen konnten, die Bänke durcheinander gerückt. Trotz seiner Abschiedspredigt. Nun, er wußte: Was ein guter Samen ist, der nimmt sich Zeit zum Aufgehen. Und so wird all das, was er in Herz und Gemüt der Kinder legte, aufgehen, wenn das Leben gleich dem Märzsturm, der den Acker peitscht, sie rüttelt; dann werden sie sagen: „Ach, unser guter Lehrer Flavius! Wie recht hat er gehabt! Könnten wir noch einmal in seine Schule gehen!“

45 Jahre hatte er hier in seiner Schule gewirkt, gelehrt und erzogen. Väter und Mütter, Kinder und Kindeskinder waren seine Schüler gewesen.

Da klopfte es an die Türe.

Flavius fuhr aus seinem Sinnen und bedächtigen Tun auf, eilte nach der Tür und öffnete sie. Vor ihm stand eine Mutter mit ihrem Kinde.

Flavius erkannte sie sogleich. Warum sollte er sie auch nicht kennen? Hatte er doch alle Mütter und Kinder um sich herum aufwachsen sehen. Das Formelle der Schulaufnahme hatte er schon längst erledigt. Fein säuberlich geschrieben, auf vorschriftsmäßig gefalteten Aktenbogen, in blauen Umschlag geheftet, lags in dem Katheder, damit der Herr vom Amt auch seine Ehre und Ruhe habe.

Es kam eines nach dem andern, sorgfältig, zärtlich geführt von der mütterlichen Hand. Säuberlich gewaschen, sorgsam gekämmt, die Mädchen mit breiten Schleifen im Haar, die Jungen mit lang gezogenen Scheitelfrisuren, neuen Kleidern, blanken Schuhen, blank außen und blank innen. Um diese Meinung über das Wesen des Kindes zu verstehen, muß man Schulmeister Flavius' psychologische Auffassung vom Kinde kennen, die für ihn unumstößlich feststand und also lautete: Das Kind ist ein köstlicher Schatz, den ich suchen, heben und von Schlacken befreien muß.

Flavius zählte . . . Fünfundzwanzig. Seine Schulreckruten waren alle da.

Wie sie guckten, lugten, neugierig die Augen spazieren gehen ließen, die Ohren spitzten!

Was Flavius jetzt tat, entsprach dem zweiten Grundsatze seiner Pädagogik, und der lautete: Dieser Schatz des Kindes ist sein Gemüt, sein Vertrauen. Habe ich das, so habe ich es ganz!

Ihr meine kleinen Schäfchen, dachte Flavius, ihr Engel auf Silbermölkchen, ihr Elfchen aus dem Kinderparadies, die ihr Augen, Ohren, Herz und Mund aufsperrt, nun sollt ihr was Schönes erleben. Er holte die Blumentöpfe, ließ jedes sie betrachten, daran riechen.

Ein „Ah!" und „Eil" entschlüpfte dem Kindermund. Wie sich das kleine Volk freute.

Und nun spielte Flavius alle Trümpfe auf.

Einen ausgestopften Hasen, der sich zum Sprunge anschickte und seine Löffel spitzte, stellte er auf das Katheder, eine große Eule setzte er daneben und einen Kuckuck davor.

Wie das Jungvolk plusterte, sich regte, wie es schnabelte und schwatzte.

Der Hans mußte über den Hasen lachen, Karl wollte ihn an seinen Ohren kriegen, Elschen gefiel das helle Schwänzchen, Minchen das spitze Mäulchen. Wilhelm freute sich über den Bauch der Eule, Robert über den Federpluff an den Beinen, Friedrich über das sonderbare Gesicht, das sie machte. Ach und erst der Kuckuck! Die Frieda glaubte, er sei viel größer, und die Lina wollte wissen, ob er auch so ein Ding hätte wie ihre Uhr, die am Mittag zwölfmal „Kuckuck" mache. Der Heinrich fragte, warum der Kuckuck nicht rot wäre, und die Hermine fragte, warum die Eule keine Brille auf habe.

Alle lachten, die Schulrekruten, die Mütter und der Schulmeister Flavius. Die Mütter hatten schließlich ihre liebe Not, die Kleinen nach Hause zu bringen. Flavius aber lächelte still in sich hinein, als alle fort waren: „Die sind mein, denn ich habe ihr Vertrauen."

Die Sonne schien fröhlich auf seine Blumen, die er wieder sorglam in Reih und Glied stellte.

—⊡—

Gondoliere

Skizze von Kurt Bock.

Giovanni Martisco leibt und lebt als einer jener Venezianer Gondolieri, deren lässige Grandezza, ranke Vollblutgestalt und federnd adlige Haltung das sehr bewußte Erbe von Geschlechterreihen bilden, zugleich die Folge einer immer gleichen Verwöhnung und ein Vorrecht des stolzen Standes. Sein Bild, wie er steil über dem niederen Kajüttempelchen ragt, auf dem schwanken Bugschweife, auf eine blutrote Ruderstange gelehnt, im Hintergrund ein Palazzo, der Ponte Rialto oder der blaue Kiedks der Adria, ziert die Reisemappen der Damen, die Oelschinken der vielen guten Stuben in aller Herren Ländern. Und zu Unrecht haben Reisende hinter der fast antikisch zurückfliehenden Stirn Giovannis einen folgenschweren Mangel an Gehirnmasse vermutet.

Sehr zu Unrecht! Der Gondoliere nämlich masführt sie alle: die Sentimentalen und die Entflammten, die Neubegierigen und die Romantischen, die Berauschten wie die Rauschlüsternen. Vor allem: Giovanni kennt seine Gondelgäste, durchschaut sie, weiß sie genauest einzuschätzen bis in die geheimsten Falten dunkler Wünsche, die er mit knappem Wort erregt, heraus lockt und dann mit einer solchen Verschlagenheit täuscht, daß nicht sein Fährgast allein, sondern stets auch der Fremde schmunzelt ob dieser glückhaften Begegnung am Rande der Piazza San Marco und des Canal Grande.

Denn an all den Bootsländen des Lido unterhält er seinen höchsteigenen schnurrigen Geheimdienst, jene dreckseligen Lausebengel, die rudelweise in jedem Sonnenflecken liegen, mit drolligen Engelsmienen schlafen oder mit beschaulicher Andacht einen sinnlosen Faden in den Kanal baumeln lassen. Diese stört Giovanni mit schweigendem Fußtritt auf und sagt sie mit der diskreten Botschaft weniger gemurmelter Worte über die Brücken Venedigs in entlegene Stadtwinkel, wo Freunde der Lefehle warten.

Und so vollzieht sich das unvergeßliche Lagunen-Erlebnis der Fremden, die ein launisches Geschick in Giovannis Gondel leitete:

Hochzeitsreisende begegnen im blauen Abend einer lampionhellen Serenade, in verschwiegenem Mauereck von leidenschaftlich zirpenden Mandolinen und Guitarren und einem metallischen Bariton einem dämmernden Fenster dargebracht, aus dem eine Rose leuchtend herab fällt. Steife, innerlich brennende Ladies werden in fahlem Schatten Zeugen mer grauenhaften Strickleiter-Szene, in der eine weißentschleierte Frau aufschreit, Dolche klirren und ein stöhnender Körper nahezu herabstürzt, aber von der Schwinder Gondel gerettet wird. Deutsche Jünglinge jeden Alters begegnen an den Gestaden der Adria einer teppichbeladenen Gondel, in der eine Schöne lässig fächernd ruht. Und Giovanni verabfolgt dem schwärmerisch Entzückten einen üppigen Blumenstrauß zum Wurfe und beginnt die spruchbeschwerliche Werbung. Alles gegen ein fast freundschaftliches, klingendes Addio. —

Gegen den Abend des glühendsten Tages des sonnigsten Oktober — das Datum ist als historisch in vielen Akten von unverbrüchlicher Wahrheitstreue festgelegt — winkte eine schlicht-elegante, dadurch äußerst vornehm wirkende Dame den Gondoliere Giovanni Martisco an den Kai nahe dem Theatro La Fenice und befahl ihm eine langsame Fahrt aufs freie Meer, in die Kühle der Seewinde.

Zum ersten Male fühlte er sich ratlos vor einer ruhigen jungen Würde und einer fast heimatlich verwandten Anmut, und er vernahm betroffen die sehr reine Aussprache des Italienischen. So blieben seine jungen Freunde unbehelligt, und vergeblich forschte er nach der Möglichkeit eines gewinnbringenden Abstechers. Als er auf die Zeltlager des Badestrandes Kurs nahm, deutete sie mit knapper Gebärde auf die Lagune hinaus, so daß er hoffnungslos verschüchtert sich der altgewohnten führenden Rolle entkleidet fühlte und auf die Lidi zusteverte, die Venedig mit dem Schutze hoher Sandbänke, Dünen und starker, verwitterter Mauern aus der Dogenzeit im Kranze gegen das Toben der See schirmen.

Und er ruderte die Signorina vorüber an den seltsamen Fischerstätten Pellestrina, Chioggia, Malamocco mit ihren kühnen Brückenbögen, uralten Domen, abenteuerlichen Gewölben; er zeigte ihr, wie die Fischerboote unter riesig breiten, mit Safran, Ocker und Purpur bemalten Segeln und pfeilendem Takelzeug zum Fange hinaus flogen wie ein phantastischer Vogelschwarm. Er ließ sie den vielstimmigen Liedern dieser Matrosenheil lauschen, bis der Abend die Wellen zu dunkelgrünem Glas verfärbte.

Während der Rückfahrt betrachtete sie den schmucken Burschen wohlgefällig aus schräger lächelnden Augen, fragte ihn im wiegendem Atem der salzigen Brise freundlich nach Gewerbserfolg, Alter und Heim und schlug ihm beiläufig vor, sie auf ihrer Italienreise von Halbjahrsdauer als Diener zu begleiten, wofür sie ihm ein fast sagenhaftes Entgelt bot und allerlei Sondermöglichkeiten lockend vor Augen stellte. Da nun die Welle der Reisenden bereits verebbte, so ging Giovannis gedankenschnelle Rechnung glatt auf zugunsten dieser Schickung Fortunas, die ihm statt der täglichen Polenta und schwarzen Bohnen alle Genüsse der Hotelparadiese und zudem klingende Lire in einer Fülle zutragen sollte, welche ein Leben lang Chianti bedeutet. — und er wußte seine bedingungslose Zulage in seine vollendetste Verneigung zu kleiden.

So wurde ihm denn eine sehr schmale, sehr kühle Hand gereicht und damit der Pakt geschlossen. Giovanni sollte seine Gondola verpachten, seine Wohnung und seinen Hausrat aufgeben und deren Erlös sowie seine Ersparnisse — es waren erstaunliche — zwecks Sicherung gegen alle Reisezufälle auf das Bankkonto der Dame einzahlen, schließlich noch eine Zofe ausfindig machen, für die er Kleidung und Zubehör noch selbigen Abends erhalte, und am kommenden Mittag gerüstet auf dem Bahnhof seiner neuen Herrin warten. Frohbeschwingt endete diese verheißungsvolle Fahrt mit einem bereits deutlicheren und geraderen Lächeln, und Signore Giovanni eilte, all seinen Besitz wunschgemäß zu vernichten, damit er seinen Amtsbeginn glänzend beitehe.

Am nächsten sonnigen Mittage standen Giovanni — ein sehr ungelenker Pfiffikus im überknappen, grellen Sakko mit Tellermütze und roten Schuhen — und eine peinlichst adrett gekleidete Zofe mit signierten, zedierenen Lederkoffern in der Bahnhofshalle und starrten lautlos auf die helle hohe Pforte zur Piazza.

Warten. Hitze. Lärm.

Warten. Ausschau. Schweiß. Lahme Knie.

Mit jähem Ruck aber wurden sie nun erfaßt, hinterrücks, beide, durch die tobende Halle geschleift, krachend hingepflanzt in die Wachtstube der Carabinieri, vor die puterrot angelaufene Bahnhofspolizei:

„Per Baccol Das sind sie!"

Türe verriegelt. Aufstampfende Gewehrkolben. Handschellen schnappten eisig ein. „Sie sind die Grazia Remi aus Napoli, bis gestern Zofe der Baronin Geldern aus Wien, und Sie — Paolo Remi, Komplize dieser Ihrer Ehefrau. Die Koffer mit dem „v. G." und Ihre Zofenkleidung verraten Sie. Beide sind uns telegraphisch aus Rom signalisiert! Aus Rom, Ihr Lazzaroni, wo Ihr die Baronin verätherl und ausgeplündert in den Kleiderschrank des Hotels stopftet! Prigonten! Maul halten, sage ich! In getrennte Zellen die Beiden! Ab! Maledetti! Raus!" —

Nach drei sehr dunklen, sehr hungrigen, sehr einsamen Wochen wurde es Giovanni Pa... gern klar, daß die Zofe Grazia Remi und ihr Paolo unter Mitnahme des Geldernschen Schmuckes und eines nur einstägigen Venezianer Bankkontos sich ungestörter Freiheit und unbekannten Aufenthaltes erfreuten und daß dieser bunte Modegeck tatsächlich ihr bestbesoldeter Gondoliere Giovanni sei, die Zierde der Fremdenführer, der Prunk-Feuerwerker des venezianischen Stimmungs-Schwindels.

Denn in einen fremden Theater-Kuchen aus Marmorschee oder in ein Obstgeschenk aus Seife beißt zu allererst, wer tagtäglich mit eigenen Kulissen, Attrappen und Illusionen meisterlich zu arbeiten versteht.

—⊡—

Die schöne Osmanin

Humoreske von Peter Lee.

Frithjof Kaludrigkeit war vor dem Kriege Gehilfe in der Gemischtwarenhandlung von „Kallweit Nachfolger" in Darkehmen, während des Krieges ein leidlich gestellter Mann; nach dem Kriege fuhr er im Vierzigpferdigen. Ein paar Jahre hielt er das satte Leben aus, dann hieß es auch für ihn, sich nach der Decke strecken. Die Rentenmark sah er mit scheelen Augen an. Verdenken kann man ihm das nicht. Wer alle sind staatbegeboren und schätzen pralle runde Zahlen mehr als mageren Besitz, selbst wenn wir uns nicht mit schieberischen Talenten begabt wissen.

Kaludrigkeit „stieß" zuerst den Vierzigpferdigen ab, dann „realisierte" er seine Villa in Wannsee, schließlich mietete er drei Löcher am Alexanderplatz, in denen er sich — fürs erste — zu stabilisieren gedachte. Von ostpreußischer Schwerblütigkeit, dem soliden erdverbundenen Sinn seiner Landsleute (weiß der Himmel, wie die zu ihm gekommen waren) hatte Frithjof nichts. Dafür verfügte er an „beellem" Besitz über eine katzenhafte zähe Elastizität und ein unbeschwertes Gewissen. An realen Werten waren ihm außer einem bescheidenen Bankguthaben viele Tausende von Zigaretten verblieben. Zigaretten, jawohl! Sonst nichts. Und diese Zigaretten verkräuselten nicht etwa das köstliche Aroma einer Aegyptischen oder Türkischen, o nein: ein luderm äßig schlechtes Zeug war das, pulverisierte Mischung von Strandhafer und Zichorienstauden.

Obwohl Kaludrigkeit dieses schandbare Ereignis unbekannter Herkunft als „hochwertige Restbestände" annries und ihm auch den schönen Namen „Perle Posniens" lieh, hatte er sich nicht des erhofften reißenden Absanes seiner Ware zu erfreuen. Auch als er sie noch billiger, wie er räson ierte) Stück für Stück um zwei Pfennige herzugeben gesonnen war, fiel keiner darauf herein . . . nicht einmal die fliegenden Mitternachtshändler unter Tor- und Stadtbahnbögen.

Das war schlimm für unseren Mann, denn wenn die Pallen und Schachteln auch zwei mäßige und muffige Zimmer bis an die schmutzigen Stuckdecken füllten, hatte er doch eine begreifliche Abneigung dagegen, diese Zigaretten als Abung etwa in gesottenem Zustande zu genießen. Ungeachtet eines immer unwirscher gebärdenden Magens. Indessen: Frithjof Kaludrigkeit war bisher nicht umsonst stets auf die Füße gefallen; aus dem unerquicklichen Dilemma mußte und würde sich ein Ausweg finden lassen. Er besann sich noch einen Tag und zwei Nächte, eine womöglich noch einträglichere Absatzmöglichkeit auszubaldowern. Am Ende gab ers auf. Wozu auch! Der ursprüngliche Plan zeigte alle Vorzüge eines perfissenen Geschäftsgenies und war in seiner Unkompliziertheit einfach nicht zu übertreffen.

Ohne weiteres setzte der Biedermann den Preis der „Schönen Osmanin" (die „Perle Bosniens" hatte sich ja nicht bewährt), um sechs Pfennige herauf. In „seriösen" Preisen und lockenden Annoncen verhieß er jedem, der um diese Offerten herum strich, da er, um das Geschäft zu beleben, durch „günstig getätigte" Abschlüsse in der angenehmen Lage sei, dem Abnehmer von je 5000 (fünftausend) Stück seiner hochwertigen türkischen Zigarette (für Feinschmecker) ein halbes Dutzend silberner Löffel als Draufgabe verehren zu dürfen. Per Nachnahme oder gegen Voreinsendung des Betrages. Nach Belieben.

Kaludrigkeit kannte sein p. t. Publikum. Vom Alexanderplatz aus leitete er das über Nacht aufblühende Unternehmen. Um die täglich dreimal einlaufenden Bestellungen zu erledigen, welche die seufzenden Stephansfünfer packenweise ins Haus schleuderten, sah er sich genötigt, eine „Hilfskraft" einzustellen und die Auffüllung seiner Lagerbestände ernstlich zu betreiben. Womöglich mit einer noch minderwertigeren Sorte. Die „Schöne Osmanin" zog: eine weniger schöne tats am Ende auch. Und billiger.

So ging die Sache ihren wohlbezeichneten Lauf, bis — es ist bei der entwaffnenden Unbefangenheit, die sich in Kaludrigkeits Geschäftsgebaren offenbarte, leider nicht zu verschweigen — „einer in der Provinz" die überraschende Entdeckung mechte, daß Alpaka nicht ganz dasselbe ist wie Silber. An den sanften Vergiftungserscheinungen, welche die bestrichende Türkin verursachte nahm Herr Krauseminze nicht weiter Anstoß. Aber: einem Alpaka — Schockschwerenot! — für blankes Silber aufzuschwätzen — das geht denn doch über die Hutschnur! Dafür mußte schließlich sogar der Staatsanwalt ein Einsehen haben. Der Mann in Vegesack ließ sich freilich im letzten Augenblick — es geht immer so — von der versöhnlicheren Gattin (wahrscheinlich rauchte die Dame nicht) mit dem praktischen Hinweis beschwichtigen, daß die Löffel, obwohl's nicht ganz echt, doch geradezu „geschenkt" seien. Selbstverständlich: geschenkt. Und des wegen die Gerichte behelligen? Daß du dich nicht unterstehst Anton! Wo du Klärchen mit der Zeit einen ganzen Silberkasten zusammenmalmen kannst!"

Sicherlich gab es noch ungezählte vortreffliche Mutterherzen wie dieses. Kein Mensch rührte sich; jeder, der einmal mit der Schönen vom Goldenen Horn angebändelt hatte, hielt, wie man vermutenmuß, mit Rücksicht auf die Wahrung des ehelichen Burgfriedens oder wegen absoluter Unempfindlichkeit seiner Schmeck- und Riechwerkzeuge oder aus sonstigen unerfindlichen aber gewiß wohlerwogenen Gründen den Mund. Nicht so die Interessenverbände zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, die weniger individuelle als sachliche Gründe für ausschlaggebend hielten. Fehlte noch, daß da ein Hergelaufener mit einer „Schönen Osmanin" den Leuten etwas vorflunkerte, und in Wirklichkeit entpuppte er die Dame als ein ganz ordinäres Frauenzimmer.

Nun, es führte wohl zu weit, hier einen Prozeßbericht zu erstatten. Die wesentlichen Tatsachen, die wir nicht unterschlagen können, waren, daß man Frithjof Kaludrigkeit zwar nicht wegen Wuchers belangen konnte, da er schlau genug war, sich gegen diese Bezichtigung mit Alpaka zu panzern. Jedoch machte dummerweise ein Sachverständiger geltend, daß man nie und nirgends, selbst nicht in dem alpakalöffelfabrizierenden Südwestdeutschland und am allerwenigsten in den Hochburgen der Metallverarbeitungsindustrie Hanau und Pforzheim Alpakalöffel für silberne ausgebe, der Angeklagte somit des Betruges als überführt anzusehen sei. Kaludrigkeit brauchte sich trotzdem nicht zu beunruhigen. Von den ihm zudiktierten zehn Tagen Haft kaufte er sich mit 500 Mark los.

Man darf bei dem Interesse, das man für den Mann inzwischen gewonnen haben wird, dreierlei annehmen: daß Herr Frithjof mit seinen verschenkten Löffeln mehr verdient hat, selbst wenn er sie (was immerhin fast auf dasselbe herauskommt) gestohlen hätte; daß er mit diesen erstaunlichen merkantilen Fähigkeiten auf anderem Gebiet in Zukunft (die Zeiten sind schlecht) wiederum hoarscharf am Kittchen vorbei schlittern wird; daß Krauseminzens Klärchen in Vegesack — ebenso die übrigen auf „Silber" erpichten jungen und alten Damen — nun ihre Schätze auf andere Weise werden ergänzen müssen.

Von der „Schönen Osmanin" haben sie — vorläufig — nichts mehr zu erwarten.

—⊡—

Ein Toter in der Nachtschicht

Skizze von Herbert Wiegand.

Kein Stern leuchtet am Himmel. Gespenstige Kalksteinriesen ragen in die dunkle Nacht. Eintöniges Knattern klingt aus einer tiefen Steinschlucht und unterbricht die Stille. Von einer Kette gezogen, laufen dort unten mit Steinen gefüllte Wagen. Das abgehackte Lied der Kette verhöhnt das geisterhafte Dunkel, in dem die dumpf brütenden Nebelschwaden ein schauriges, stummes Spiel aufführen.

Da klingt es krachend durch die Nacht. Ein Wagen ist entgleist. Nach einiger Zeit treten zwei Gestalten in die Schlucht ein. Ihre Nagelschuhe kreischen auf dem steinigen Boden. Vor dem umgestürzten Kippwagen bleiben sie stehen und setzen die Brechstangen an. Sie beugen sich hinab, drücken ihre Schultern gegen die Stangen und erheben sich stöhnend. Die Räder springen nicht ins Gleise zurück. „Pitter", sagt der eine, „geh mal auf die andere Seite, aber paß auf, daß die Wagen, die hinten laufen, dir nicht die Knochen kaputt machen!"

Jetzt setzen beide wieder die Eisenstangen an und stemmen mit allen Kräften den Wagen. Pitter preßt sich mit seinem Körper fest gegen den Kasten. Hinter ihm lauert die Gefahr. Noch einmal, bald ist es geschafft. „Hau ruck — hau ruck!" Die Räder sind auf den Schienen. Der Kasten schaukelt in dem Fahrgestell hin und her. Fast wird Pitter auf das todbringende Gleise geschleudert... Er sucht mit den Händen Halt, rutscht aus und gleitet auf den Bauch . . . der andere hört einen markerschütternden Schrei. Er pringt hinüber. Die Räder haben Pitter schon wieder freigegeben . . . Der Kamerad reißt ihn von den Eisenschienen.

Jetzt liegt der arme Kumpel vor ihm auf den Steinen. Er stöhnt schwer. Der andere betrachtet entsetzt den dunklen, zuckenden Körper. Zuerst steht er regungslos wie ein verirrtes Kind in dem Dunkel der Nacht. Sein Blick streift den zu Tode verwundeten Kameraden. — „Verdeckt" — Das rechte Bein hämmert in schnellem Takt auf die Steine. Wie er das sieht, schreit er verzweifelt durch die Schlucht. „Hilfe, Hilfe!" Er wartet und horcht. Die Rufe sind nutzlos an den Steinblöcken verhallt. Wie ein Gepeitschter rast er plötzlich los, stolpert über einen Stein, steht auf und rennt weiter bis zum Maschinenhaus. Stoßweise schreit er in das lärmende Haus, fast die ratternden Maschinen übertönend: „Der Pitter ist überfahren. Oben in der Schlucht liegt er." — Die Arbeiter starren den Unglücksboten entsetzt an, einige holen sofort eine Bahre. Die Maschinen werden gedrosselt, die Transmissionen der Kettenbahnen abgestellt. Alle Räder stehen still. Das Sterbehaus für den Arbeiter ist fertig.

Im ganzen Steinbruch ist jetzt Totenstille. Mit beschleunigten Schritten laufen vier Arbeiter, die Bahre auf den Schultern, durch die schwarze, gähnende Steinschlucht. Sie rufen: „Pitter, Pitter!" — In der Nähe quält sich ein Ruf aus einem Menschenmund. Sie eilen schneller und setzen die Bahre neben dem überfahrenen Kumpel nieder. — „Ach, laßt mich doch hier verrecken." — Die Arbeiter legen ihn auf die hölzerne Bahre und tragen ihn fort Das fast abgefahrene Bein schlägt auf die Latten der Bahre. Die glotzenden Gesichter der Felsen lugen durch das Dunkel auf die eigenartige Gruppe, die gleich einem trauernden Leichenzug vorbei schreitet.

Das Tor des Maschinenhauses kreischt. Die Männer im blauen Anzug stehen wie zur Leichenparade schweigend vor den Maschinen. Plötzlich bricht der Meister das Schweigen. „Hol mal schnell einen Arzt." — „Nein, nein," schreit der Todwunde, „ich muß jetzt doch sterben. Mein ganzer Bauch ist kaputt. Bleibt alle bei mir." — Der Meister öffnet Pitters Arbeitsanzug und tritt zurück. „Nee, da ist nix mehr zu machen."

Die Nerven, die durch jahrelange Arbeit in Wind und Wetter gestählt sind, halten Pitter noch bei der Besinnung und geben ihm nun im Kreise seiner Kameraden die letzte Lebenskraft. — Die Arbeiter stellen sich um die Bahre. Jetzt ist er der Tonangebende. Jeden winkt er zu sich, redet noch etwas mit ihm und sagt ihm ein gutes Wort. „Schimmel!" ruft er dem letzten in der Runde, einem Kaltblutigen Jüngling, zu, „die zwei Mark, die du mir gepumpt hast, kannst du dir morgen aus meiner Lohntüte vom Meister geben lassen, und dann wünsche ich, daß du was zu essen hast und gesunde Knochen behältst."

Dann stirbt er. —

Nach einiger Zeit, der Morgen graut schon, wird ein verdeckter Leichnam aus dem Steinbruch getragen. Die Arbeiter schauen ihm bis zur Landstraße nach . . . Die Maschinen laufen wieder an. Der Betrieb geht weiter.

—⊡—

Der Fetischwächter

Ein Südseeabenteuer

von Harris Brackett · Buenos Aires.

Kapitän Holm vom Walfänger „Mary Anne" spuckte über Bord· „Verfluchte Wirtschaft! Seit vier Wochen kein einziger Walrücken zu sehen, die Trantanks nur halb voll und die Bunker fast leer! Rein verhext ist die Gegend!"

Sein Steuermann schob sich breitbeinig näher: „Was wollen Sie anfangen, Käpten? Noch länger hier herum kreuzen? Hat wohl keinen Zweck. Mit unserer Kohle reichen wir nicht weit, und das Wasser ist auch bald zu Ende." — „Weiß es, Steuermann. Es hilft eben nichts. Wir müssen nach Haus und unterwegs Kohle und Wasser einnehmen."

Zehn Tage später lief die „Mary Anne" Viti Leva an, nahm Kohlen ein und pumpte die Trinkwassertanks voll.

Am Kai stand ein braungebrannter Europäer im fadenscheinigen Tropenanzug. „He, Kapitän!" rief er, als Holm an der Reling auftauchte. „Was denn?" — „Habe mit Ihnen zu sprechen. Komme an Bord."

Kapitän Holm sah den abgerissenen Fremden mißtrauisch an, als dieser unbefangen auf ihn zukam: „Will Ihnen ein Geschäft vorschlagen, Kapitän. Viel zu verdienen dabei. Haben Sie einen Taucheranzug mit allem Drum und Dran an Bord?" — „Selbstverständlich. Was solls damit?" — „Einen alten Holzgötzen herauf holen, den ein halbverrückter Engländer dort drüben auf der anderen Seite von Viti Leva gestohlen hat. Sein Motorschoner lief bald danach auf ein Riff, und der Fetisch ging mit dem Schiff unter." — „Sind wohl selbst halb verrückt! Was soll ich mit dem Götzen?" — „Dem früheren Besitzer oder vielmehr dem Eingeborenendorf zurück geben, das hinter seinem Fetisch herheult und demjenigen, der den Holzgötzen herauf fischt, seine ganze diesjährige Kopraernte verspricht. Zweihundert Tonnen!" — „Junge, wenn das nur kein Schwindel ist! Warum sollen die Schwarzen für den Fetisch ein Vermögen hergeben?" — „Weil sie glauben, ihr Glück sei mit ihm ins Wasser gefallen." — „Warum holen sie ihn nicht selbst herauf?" — „Da liegt eben der Hase im Pfeffer. Deshalb brauchen wir den Tauchapparat. Der Fetisch liegt im Kartenhaus, und da drinnen hat sich ein recht niedlicher Oktopus häuslich niedergelassen. Zwei Schwarze sind schon auf Nimmerwiedersehen im Kartenhaus verschwunden, und jetzt will keiner mehr tauchen." — „So, und nun soll ich meine Leute dazu hergeben?" — „Unsinn! Das Tauchen will ich besorgen. Sie sollen mir nur mit Schiff und Tauchapparat helfen. Ich verlange ein Viertel vom Erlös aus der Kopra. Der Rest gehört Ihnen."

Der Kapitän krahte sich den Kopf. „Na, ja," meinte er schließlich. „Wir wollen die Sache in meiner Kajüte bereden."

Ein paar Tage später lag die „Mary Anne" auf der anderen Seite von Viti Leva vor dem Eingeborenendorfe, das seinen Fetisch suchte, und der Häuptling stand neben dem Kapitän und dem Fremden auf Deck: „Drüben im Wasser. Will Euch die Stelle zeigen. Gebe Euch viel Kopra für Fetisch." — „Na, denn los, alter Knabe!"

Am Abend erreichte die „Mary Anne", vorsichtig zwischen den Riffen lavierend, die ruhige Bucht, wo das gesunkene Schiff liegen sollte. Die Ankerkette rasselte, als die Nacht herein brach.

Kapitän Holm sah am anderen Morgen höchst interessiert vom Heck ins Wasser hinunter. Da lag noch deutlich erkennbar das Vorschiff des gesunkenen Motorschoners. „Wie tief?" fragte er den Fremden, der die Fäuste in die zerrissenen Taschen stemmte. „Sieben, acht Faden." — „Schön. Wir wollen anfangen." Er ließ das große Boot aussetzen, den Taucheranzug und die Pumpe hinunter schaffen: „Haben wir alles?" — „Der Speckspaten fehlt noch." Ein Mann reichte das Gerät ins Boot. Es bestand aus einer halbmondförmigen Klinge, an der äußeren Rundung scharf geschliffen, wie ein Rasiermesser, die an einem langen Stiel befestigt war und zum Abspecken der Wale diente. Das Boot stieß ab.

Nach kurzem Suchen lag es über dem Mittelschiff des gesunkenen Schoners, und im klaren Wasser war das Kartenhaus zu erkennen Der Bootsanker sank.

„Nun, kann es losgehen?" fragte Kapitän Holm und wies auf den Taucheranzug. Der Fremde war blaß geworden und starrte noch immer in die dämmernde Tiefe. Er glaubte dort unten schlängelnde Riesenarme zu sehen, und die Furcht, an die sein Leichtsinn bisher nicht gedacht hatte, kroch ihm die Kehle hoch Kapitän Holm mußte ihn anstoßen: „He, wann fangen wir an? Angst?" — „Nein!" Der andere biß sich auf die Lippen: „Los!" Er ließ sich in den Taucheranzug kleiden und den Helm aufsetzen. Langsam sank er an der Leine ins Wasser.

Der Weg schien nicht enden zu wollen. Schließlich fand er Boden unter den Bleischuhen: das Deck des fast wagerecht in den Schlamm eingesunkenen Schoners. Den Speckspaten in der Hand tastete er sich Schritt für Schritt weiter. Der schwarze Schatten des Kartenhäuschens stand vor ihm. Vorsichtig trat er in die breite offene Tür.

Minutenlang starrte der Mann in das finstere Innere, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Aus einer Ecke leuchteten zwei weiße Punkte und zwei Zahnreihen fletschten. „Ein Gerippe!" Der Taucher fuhr einen Schritt zurück. „Unsinn! Das ist der kostbare Götze. Und der Oktopus?" Er sah ihn nicht, doch eine Ecke des Kartenhau'es lag in undurchdringlichem Dunkel.

„Los!" rief er sich selber zu und streifte die Schlinge vom Arm, an der das Holzbild hoch gezogen werden sollte. Dann trat er in das Kartenhaus. Nach zehn Schritten stand er vor dem zwei Meter hohen Fetisch und legte ihm die Schlinge über den grinsenden Kopf.